

Ein Handschlag von Canto



Für wen schreibt der Autor?

Für seine Mutter? Mit Sicherheit nicht. Auch die Ehefrau, der Vater und andere Verwandte sind in den seltensten Fällen die Adressaten. Manchmal wird ihrer zwar in Widmungen gedacht, aber das heißt noch lange nicht, dass das ganze Werk für sie geschrieben wurde. Nein, auch nahe Freunde, Freundinnen oder Geliebte kommen als Adressaten kaum in Betracht.

Der Autor hat vielmehr eine amorphe, graue Masse von unbekanntem Lesern vor Augen, aus der jedoch, bei bestimmten Formulierungen, einzelne Gesichter auftauchen können, die Erregung, Bewunderung oder auch Erschrecken widerspiegeln. Natürlich kann hier auch Mutti für einen kurzen Moment mahnend erscheinen, aber sie wird mit Sicherheit sofort wieder verschleht.

Es ist wichtig, sagt sich der Autor, dass er nur für sich selbst schreibt. Er alleine muss alles verantworten und er will sich nicht beeinflussen lassen, nicht abbringen lassen von einem eingeschlagenen Weg. Nur die Geschichte darf ungeplante Wendungen nehmen, darf bisweilen sogar mit einer Kehrtwendung in die genau entgegengesetzte Richtung weiterlaufen, der Autor wird sie gewähren lassen. Sie darf – was er keiner menschlichen Seele zugesteht – in seinen schöpferischen Prozess eingreifen. Aber er bleibt der Dirigent, hat alles im Griff und erlaubt seiner Geschichte allenfalls zu improvisieren. Dann wird er wieder eingreifen, rückgängig machen, löschen.

Und in jedem Schaffensprozess kommt ein Moment der Herausforderung, der Versuchung, den jeder Autor kennt und dem er sich stellen muss: wenn plötzlich aus der Masse der nicht näher definierbaren Leser ein bekanntes Gesicht auftaucht und nicht wieder verschwinden will, nämlich das eines bekannten Feuilletonchefs, eines Literaturkritikers oder eines einflussreichen Verlegers, der über Erfolg oder Scheitern jenes Werkes entscheiden wird. In diesem Moment vor allen muss der Autor den Mut haben, unbeeindruckt weiterzugehen und sich zu beweisen, dass er wirklich niemanden braucht.

Canto, geboren in Rom, studierte Wirtschaftsphilosophie und Literatur. Seit 1990 veröffentlicht sie Romane, Erzählungen und Essays unter verschiedenen Pseudonymen.

Thomas Mann fühlte sich für das Manuskript nicht zuständig, Robert Musil beurteilte es als trotz „gewisser Unreifen recht begabt“. Jetzt, über siebzig Jahre später, ist der verloren geglaubte Erstling von Jean Améry erschienen und man liest den Roman mit Beklemmung. Zu ähnlich erscheinen einem der 23-jährige Autor, der damals noch Hans Mayer hieß, und sein Held Eugen Althager, ein arbeitsloser Intellektueller und Bohemien in einer Epoche, die ein solches Dasein nicht erlaubte; ein katholisch erzogener Jude, der gegen die NS-Herrschaft wettet, ein von den Frauen ausgehaltener, unglücklicher junger Mann, ein Schiffbrüchiger, der als letzte Möglichkeit immer an den Selbstmord denkt. Doch Althager stirbt am Schluss des Buches nicht durch eigene Hand, sondern im Duell mit einem Nazi. Im Mai 1934 wird er auf dem Wiener Zentralfriedhof begraben, wie 1978 Jean Améry, der seinen Debütroman zu gerne veröffentlicht gesehen hätte: Nach Flucht, Inhaftierung als Widerstandskämpfer und Jude und der Befreiung aus dem KZ hat er sich noch einmal um die Publikation bemüht, vergebens.

Wer Améry schätzt, sollte *Die Schiffbrüchigen* unbedingt lesen, denn trotz manchmal schwülstiger Sprache und überfrachteter Symbolik verweist vieles schon auf seine spätere Brillanz als Denker und Essayist – der unter anderen Zeitumständen vielleicht auch ein großer Romancier hätte werden dürfen.

Der auf den Schutzumschlag gedruckte rote Brokatvorhang ist ebenso wie der Titel – *Anmut und Gnade* – Verführung und ironische Anspielung zugleich; er schmückt das dritte und wieder ungemein beeindruckende Buch von Wolfgang Schlüter. Ein internationales Orchester, das sich „Ensemble Les Encyclopédistes“ nennt und unter seinem österreichischen Dirigenten Erlmayer („Erlkönig“) eine historische Aufführungspraxis pflegt, reist im heißen Sommer 2003 nach Paris, um eine CD mit Jean-Philippe Rameaus „Les Indes galantes“ einzuspielen und in der Bastille-Oper aufzuführen, während in den Banlieues Unruhen herrschen. Zwischen diese Gegenwartsebene, von der der Pressesprecher des Ensembles erzählt, sind Bilder aus dem Versailles im Jahr 1675 montiert, als Jean-Baptiste Lully resüsiert, und aus dem Paris Mitte des 18. Jahrhunderts, in dem einem Rameau, Rousseau, Diderot und weitere Zeitgenossen begegnen. Barock und Aufklärung und Postmoderne, Musik und Philosophie, französische Revolution und aktuelle Revolten – Schlüter bringt alles in einen stimmigen Zusammenhang und dazuhin in eine komplexe musikalische Form; das ist eine nicht ganz einfache, dennoch anregende und faszinierende Lektüre für mindestens eine Sommerferienwoche.

Rühmkorf-Fans werden sich noch an das Katzenmärchen *Auf Wiedersehen in Kenilworth* erinnern, in dem der englische